

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

10 (13.1.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Jubiläum der „Räuber“

Die erste Räuber-Aufführung vor 150 Jahren

Von Ernst Edgar Reimerdes

Seit dem Erscheinen der „Räuber“ in Buchform (1781) war Schiller unablässig bemüht, sein mildgenügendes Jugendwerk auf die Bühne zu bringen. Bis es dazu kam, hatte der Dichter, der damals noch nicht 22 Jahre zählte, mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Schließlich gelang es den Bemühungen des mit ihm befreundeten Buchhändlers Schwan in Mannheim, den Intendanten der dortigen Hof- und National-Bühne, Reichsfreiherrn Wolfgang Hezibert von Dalberg, einen für jene Zeit verhältnismäßig vorurteilsfreien Mann, zu veranlassen, das Stück zur Aufführung anzunehmen. Vorher hatte Schiller eine Umarbeitung für die Bühne und eine Einteilung in sieben Akte vornehmen müssen. Immerhin blieb es für Dalberg ein großes Wagnis, das Werk, in welchem der ganze, die Zeit erfüllende Freiheitsdrang, der sich in Leben und Dichtung gegen die sozialen und zeitlichen Schranken der Despotie, der Mode und Heugelerei emporhob, mit urförmlicher Gewalt zu Gestalt und zu Worten kam, auf das Theater zu bringen.

Natürlich war es der lebhafteste Wunsch Schillers, der zu jener Zeit in unerträglichen Verhältnissen als Regimentsfeldscher in Ludwigsburg lebte, der Erstaufführung persönlich beizuwohnen. Fast hätte er darauf verzichten müssen, weil anfänglich die Tage vom 8. bis 10. Januar 1781 für die Aufführung in Aussicht genommen waren, wo Schiller wegen des Geburtsstages der Gräfin von Hohenheim, der „in aller Solennität nollagen“ werden sollte, mit Rücksicht auf den Herzog das Land nicht verlassen durfte. Doch im letzten Augenblick überlagerte sich ihm, durchzufahren, doch die Erstaufführung auf den 13. Januar verlegt wurde. — Obwohl Dalberg die Notlage Schillers kannte, ging er auch im Fall der „Räuber“ nicht von seinem Grundsatze ab, für bereits gedruckte Stücke kein Honorar zu zahlen.

Der Dichter kam heimlich, für geliebtes Geld, nach Mannheim und mochte der Aufführung intonito bei, als einzige Begegnung erhielt er bei einem geistlichen Beisammensein der mitwirkenden Künstler nach der Vorstellung durch Schwan ganze 44 Gulden — vor die Reistöpfe! — ausgehändigt. — Da in dem Stück, die zuden Sehen und Nerven am Körper des Jahrhunderts, die sich am Schmerzensstrampel der französischen Revolution anspannten, alle bloßgelegt schienen, fürchtete man, daß dem Publikum das geistliche Eisenerz der Zeit im Rahmen der Bühne zu kurz kommen würde. Man legte deshalb die Handlung um 300 Jahre zurück und Schiller erklärte sich Notgedrungen mit dieser geistlichen Bestimmung einverstanden, weil er selbst vor der überhöhen Wirkung ein wenig Angst hatte. Außerdem lete er auf die Rücksicht des Theaters als „Moralische Nusanwendung und Rechtfertigung der Tendenz“.

Die ewig demwürdige Erstaufführung der „Räuber“ fand am 13. Januar 1782 statt, sie begann wegen der Länge des Stückes bereits um 5 Uhr und brachte dem Dichter einen geradezu sensationellen Erfolg. Während die ersten drei Akte auf das zum Teil aus den Nachbarräumen herbeigezogene Publikum wenig Eindruck machten, setzte im 4. Akt, hauptsächlich infolge der genialen Versprechung des Franz durch den jungen Fiesko, ein völliger Umschwung ein. Dieser war damals noch sehr schärf, kein Gehäufte Maß und mager und er soll nach zeitgenössischem Urteil geradezu dämonisch gewirkt haben, vor allem im 5. Akt, wo er von Gefühlsqualen gepinnet, mit einer brennenden Lampe, die kein Gefäß geisthaft beleuchtete, auf die Bühne führte. „Das Theater als ein Eisenhaus“, so schreibt ein Augenzeuge, „rollende Augen, geballte Häufe, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum. Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wollten einer Ohnmacht nahe zur Tür. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht.“ Allgemein bemerkt wurde ein neuer „Mond mit bleichem Sichel vor 12 Gulden 18 Kreuzer“, der nicht wenig zur Verstärkung der Stimmung beitrug. Schiller

hat ihn selbst beschrieben: „er lief, wie er noch auf keiner Bühne gesehen war, gemächlich über den Theaterhorizont und verbreitete nach Maßgabe seines Lautes ein natürliches schrillendes Licht in der Gegend“. — Neben Fiesko wirkte in der Erstaufführung der „Räuber“ die den Schauspielern die denkbar günstigsten Aufgaben stellen, eine Anzahl meist noch junger, tüchtiger Künstler mit, darunter Boed (Karl), Weil (Schweizer), Toscani (Koller) und Bed (Koinitz). Trotz mancher Beeinträchtigungen, die das Werk bei der Uraufführung erfuhr, war der Erfolg unbestritten, er wurde entscheidend für das weitere theatrale Schicksal Schillers.

Ihres „gefährlichen“ Inhalts wegen mußten die „Räuber“ wiederholt Verbote über sich ergehen lassen, so z. B. mit Rücksicht auf den Hof und die Politik, in Berlin, wo auch „Samon“, „Der Prinz von Homburg“ und „Wilhelm Tell“ seitwärts nicht gespielt werden durften. In Wien magte man sich erst mehr als dreißig Jahre nach der Uraufführung an das Werk heran und hier wiederholte sich die unehre Senation von Mannheim.



Hier wurden Schillers „Räuber“ vor 150 Jahren zum erstenmal aufgeführt

Das Gebäude des Nationaltheaters in Mannheim

in dem Schillers Schauspiel „Die Räuber“ am 13. Januar 1782 zum erstenmal über die Bretter ging.

Talsperren verhindern Hochwasserkatastrophen

Sparbarkeit am falschen Platze — Die größten Staubbämme Deutschlands

In allen Teilen des Deutschen Reiches sind in den letzten Tagen wieder durch Hochwasserkatastrophen schwere Schäden am Gut und Leben der Bevölkerung angerichtet worden. Es ist kein Zweifel,

daß diese Schäden, die jedes Jahr eintreten, ein Vielfaches der Summe ausmachen, die für den Bau großer Staubbämme und Talsperren notwendig gewesen wäre, durch die der Schaden verhindert oder wesentlich gemindert worden wäre. Es scheint vielleicht im Augenblick, da unsere Finanzlage so ungünstig ist, falsch, jetzt von Projekten großer Staubbämme und Talsperren zu sprechen und doch ist hier einmal eine falsche Sparbarkeit am Werke und zum andern ist es notwendig, auch gerade jetzt an Hand der zahlreichen Unwetterkatastrophen immer wieder auf die Notwendigkeit hinzuweisen, die bedrohten und ständig wieder verwüsteten Gebiete, vor den Gefahren sobald als möglich zu schützen.

Wenn man früher aus Sparbarkeit vom Bau der Talsperre abgesehen hat, so war das eine Sparbarkeit am falschen Orte, die neben den schweren finanziellen Verlusten auch Opfer an Menschenleben gefordert hat. Von mancher Seite wird nun allerdings die Frage aufgeworfen, inwiefern Talsperren und Staubbämme wirklich die Verheerungen solcher Wassermassen vereiteln oder mindern können. Der Bau von Talsperren erfolgt in Deutschland erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit. In der Geschichte gibt es dagegen schon sehr alte Beispiele von Staubbämmen, die teils zum Schutz gegen Ueberschwemmungen, teils zur Anlammung von Staueseen gebaut wurden. In letzterer Beziehung haben bekanntlich die alten Ägypter am Nil geradezu Großartiges geleistet. Der heute trockenliegende Nairo-See ist durch einen Staubbamm erzeugt worden, der wahrscheinlich schon 1000 vor unserer Zeitrechnung von Königin Amenemhet III. gebaut wurde. Ebenso ist der Nilotris-See am Euphrat ein Staubbamm, das die alten Ägypter schon viele hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung erbaut haben.

Auch in Indien und China entbehen die Forscher heute noch die Reste gewaltiger uralter Staubbämme. In Indien hat man auch im 17. Jahrhundert wieder begonnen, große Staubbämme aus Stein zu bauen, die eine gewaltige Länge besaßen. Am Nil hat man ebenfalls die alten Staubbämme wieder aufgebaut und für das ganze Euphratgebiet sind neue Projekte in der Arbeit, um auch hier wieder die alte Fruchtbarkeit durch ein Auffahren des Wassers zu erzielen. In Amerika hat man dann begonnen, anstelle der Steinstaubbämme solche aus Eisen und später aus Eisenbeton zu bauen.

Dienten so lange die Staubbämme entweder zum Schutz gegen Ueberschwemmungen oder zur Erhöhung der Fruchtbarkeit der angrenzenden Gebiete, so trat mit der Erfindung der Wasserkraftturbine eine vollkommen neue Periode für die Staubbämme ein. Sie wurden jetzt die Grundlage für die Erzeugung der elektrischen Energie. Deshalb verbinden wir heute mit dem Begriff der Talsperre gleichzeitig den Begriff einer Wasserkraftanlage. Diejenigen Länder, die über die meisten Wasserkräfte verfügen, wie die Schweiz und Skandinavien, haben natürlich auch sofort von dieser neuen Methode der Kraftverzeugung Gebrauch gemacht. Hier gibt es heute die meisten und größten Wasserkraftwerke, die der Ausbarmachung der weichen Kohle dienen. In Deutschland ist es naturgemäß vor allen Dingen Süddeutschland, das mit seinen Gebirgsbächen das geeignete Gebiet für die Errichtung von Wasserkraftwerken ist und wo zugleich die großen Talsperren die Hochwasserabfuhr herabmindern. Die größte deutsche Talsperre ist heute die Edertalperre im Waldeckischen Gebiet. Die 135 Kilometer lange Eder, die bei Guntershausen in die Fulda mündet, war früher durch ihre Hochfluten eine der schmerzhaftesten Gefahren für Waldeck und Selten-Massau. Heute ist die Hochwassererhöhe fast völlig beseitigt. Der Staubbamm erreicht bei Waldeck eine Höhe von 42 Meter. Das Staubbamm hat einen Bauumfang von 202 Millionen Kubikmeter und das aus diesem Stauberwerk gespeiste Kraftwerk liefert bis zu 12.500 Pferdekraften elektrische Energie. Auch die Rhöne-Talsperre zählt mit unter die größten Stauberwerke der Neuzeit. Die Rhöne ist bei Günter in einem riesigen Staubbamm aufgefangen worden, das 130 Millionen Kubikmeter faßt. Auch in Schottland sind in den letzten Jahrzehnten eine ganze Anzahl von Talsperren entstanden, so die Talsperre bei Breitenheim, die Queistalperre und die berühmte Robertstperre bei Mauer. Im Schwarzwald sind die Talsperren an der Murg, der Krummünz und dem Schwarzenbach heute zugleich die Kraftquellen für die elektrische Versorgung Badens.

Aus Sand kann man keinen Strick flechten. Griechisches Sprichwort. Grob ist das Netz des Himmels gestrickt, doch niemand kann ihm entgehen. Japanisches Sprichwort.

DREI TAGE LIEBE

JOE LEDERER

Copyright 1931 by Universitas Deutsche

Verlags-Aktien-Gesellschaft in Berlin

(Nachdruck verboten)

Lena überlegte im Lauf, was sie ihm sagen sollte. „Guten Abend, Herr Franz, ja, da bin ich! Ein schlechtes Wetter ist heute!“ Sie rutschte auf den feuchten Steinen aus, hielt sich aber im letzten Moment noch auf den Füßen. Nur der Hausschlüssel war ihr aus der Hand gefallen. Sie beugte sich nieder, suchte im Dunkeln tappend herum und memorierte dabei: „Guten Abend, Herr Franz, da war ich jetzt. Ein schlechtes Wetter ist heute.“ Sie fand den Schlüssel, hastete weiter. „Ein schlechtes Wetter ist heute... Oder ich sag: haben Sie lang warten müssen? Guten Abend, Herr Franz, — oder er ist vielleicht gar nicht gekommen!“ Knarrend drehte sich der Schlüssel, die Tür flog auf. Er war da! Er wartete, zwei Meter von der Tür entfernt, herausgeputzt mit Govecoatmantel und schwarzem, steifem Hut. In der Hand hielt er einen kleinen Blumenstrauß, in Seidenpapier eingeschlagen, aber das war jetzt grau vom Regen und durchweicht. Er stand unter der Laterne, regungslos, in Gedanken versunken, und das Licht strömte durch die glänzende Nase. „Guten Abend, Herr Franz, da war ich jetzt. Ein schlechtes Wetter ist heute.“ Sie ging auf ihn zu. Sie sagte flötend: „Guten Abend, Herr Franz! Ein schlechtes Wetter ist heute.“

Viertes Kapitel
Das Fest ist in vollem Gang, ein rauschendes Fest, ein überwältigendes Fest mit Musik und bunten Papierschlängen, Blumensträußen, Sekt und Bier. „Bravo die Musik!“ Sie stehen eng gedrängt auf dem Tanzboden, die Transportarbeiter und ihre Freunde und ihre Mädchen, sie klatschen in die Hände und schreien: „Bravo die Musik!“ „Bravo die Tänzer!“ ruft der Herr Kapellmeister mit einer eleganten Verbeugung zurück. Die Musik beginnt von neuem, m—tatata, m—tatata, sind die Mädchen so süß, wenn sie flüstern, Monsieur, ich bin dein, lala—lala—lala—lala—, die Geige läßt vor Schlägel, ein Carophon läßt mit, und ein erster Mann hämmert das Klavier zu Schanden.

Die Mädchen tanzen mit glühenden Gesichtern, Konfetti im Haar, kleine, tolle Schuhe schreiten und schleifen zierlich über das Parkett. „In Paris, in Paris, ist's im Frühling so süß.“ Mitten im Saal schwebt ein herrenloser Luftballon, rot und rund, und dreht sich schwanzend um sich selbst. „Wenn sie flüstern, Monsieur, ich bin dein...“

„Dein!“ ruft die Geige mit unwahrscheinlich hoher und menschenklarer Stimme. Die Paare schlendern zu den Tischen zurück, engumschlungen, und sie genieren sich vor niemandem, ob nein! Diese Burtschen mit den Bärenschultern und der Muskelkraft und den kräftigen Lungen, — sie haben gearbeitet, gearbeitet, geschuftet und heute ist ihre Ballnacht.

Und da sind die Mädchen, die Verkäuferinnen, Feiseusen, Stubeputzfrauen, Korsettstärkinnen, — ach, wehigott, was sie alles sind und womit sie sonst ihre Zeit verbringen. Heute Nacht jedenfalls sind Damen mit eduliertem Haar und rotem Lack auf den Fingerringen, sie duften wie Blumen und zeigen, daß sie gut gewachsen sind.

Und man darf sie an sich drücken, ihnen die Schminke fortwischen und Schokolade kaufen oder ein Glas Sekt für eine Mark, und die Kapelle spielt, bis man wie im Himmel ist.

Kellner, drei Flaschen Bier für die Kapelle! Ein Lombola-Los gefällig, meine Herrschaften? Erster Preis ein Radioapparat, jedes zweite Los gewinnt, Achtung, Achtung, Achtung, jedes zweite Los gewinnt!

Die Luft ist schwer und warm, immer wieder müssen die Damen ihre Puderdöschen hervorholen und Wangen und Nase betupfen. Achtung, wer wünscht ein Lombola-Los! Ein Mieserkeel hat endlich den roten Luftballon eingeschlagen und zerknallt ihn zwischen den Kläufen. „Hieel!“ kreischt voll Entsetzen ein zartes Fräulein, aber niemand hat Zeit, sie zu bedauern, denn jetzt geht die Musik wieder los.

„Gre—na—dier, steh immer stamm, hacken zusammen“, kommt eine Frau des Weegs daher...“

Grenadier, ra—tatata, dom—dudüta, alle tanzen, mit wiegenden Hüften, trunken von Wein und Jugend, heute ist Ballnacht, und die Musik schwirrt durch den Saal.

In der Caalede, in einer kleinen Vor, sitzen Franz und Lena. Ueber ihnen ist eine Laube aus Papierblumen, rosa, gelbe, violette Blüten spriesen aus Drahtstengeln hervor, sind von raschendem Blattschneidwerk umrankt, und ein paar echte Tannenzweige sind auch dazwischen.

Grenadier, ra—tatata, bom—dudüta, kommt eine Frau des Weegs daher!

Franz krommelte leise den Takt auf der Tischplatte mit, ra—tatata, des Weegs daher!

„Tanzen?“ Franz beugt sich vor und sieht ihr in die Augen. „Ein kleines Tänzechen mit dem kleinen Fräulein?“

Lena lächelt und nickt und glüht. „Erst austreten!“ befiehlt Franz und schiebt ihr das Weinglas hin.

Den Mund vorgespitzt, mit rosigigen, gestifteten Schlädchen trinkt Lena. Das Glas zittert in ihrer Hand, und den kleinen Finger hält sie zierlich abgepreßt.

„Jetzt sehn Sie mich mal an, Fräulein Lena!“

„Nein, jetzt seht sie ihn gerade nicht an, sie lacht ihn aus und sieht lustig zur Musikkapelle hinüber.“

„Lena, Lenachen! Fräulein, du weißt ja nicht...“

„Ach, sie weiß! Ihre Augenwimpern schlagen auf und zu wie Schmetterlingsflügel.“

Als sie aufsteht, ist Lena ein bißchen schwindlig, nicht sehr, aber es ist, als hätte sie heiße Luft in den Adern, die Beine bewegen sich von selbst, und das Herz ist ganz verwirrt.

Schwindlig und stolz wandelt sie neben Franz her, zum Tanzparkette. Im Gehen zupft und streicht sie das Kleidchen zurecht, — hellgrünes Stämmkleidchen, mit langen, schlecht sitzenden Ärmeln, armseliges Sommerfähdchen, das ihr viel zu groß ist, an Schultern und Hüften trüb herunterhängt.

„Kiel mal!“ ruft ein gutgelantes Mädchen und stößt ihre Freundin mit dem Ellenbogen an. „Kiel mal hin! Hellgrün wie ein Maiblümchen! Der erste Frühlingsbote!“

Lena hört es nicht, sie hört nur die Musik, und wie ihr das Blut in den Ohren rauscht, und Franzens Stimme. Das hört Lena.

Und sie lächelt, sie legt ihre harte, breite Kinderhand auf Franzens Schulter, ihr Herz schlägt wie verrückt.

Sie tanzen. Es ist ihr erster Tanz an diesem Abend und in diesem Leben.

Schwankende Papiergirlanden, Gelächter, Lärm und Musik. Das Mädchen hängt an seiner Brust, den Kopf zurückgebogen, mit seligem Mund.

Sie tanzen wortlos, eng aneinander geschmiegt, mit halbgeschlossenen Lidern.

Die elektrischen Lampen flimmern. Gre—na—dier, ra—tatata, bom—tatata, kommt eine Frau des Weegs daher.

„Lena...“

„Ja?“ flüsterte sie.

„Lü—tatata, bom—tütüda, Franz beugt den Kopf tiefer und dreht ihn nach rechts, bis sein Kinn eine weiße Schläfe berührt und sich langsam anpreßt.“

„Gre—na—dier...“

(Fortsetzung folgt.)